

Zwischen Schule und Verein – der Sport im Zeitalter der institutionalisierten Kindheit¹

Das Aufwachsen junger Menschen in Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten markant verändert. Das ist gewissermaßen der Leitgedanke, der den nachfolgenden Ausführungen zugrundeliegt. Lassen Sie mich das einleitend anhand einer kleinen Passage illustrieren, die dem im letzten Jahr erschienenen 14. Kinder- und Jugendbericht entnommen ist. Dieser formuliert einleitend:

„Kinder und Jugendliche wachsen heutzutage in einem sozialen Umfeld auf, das im Vergleich zu wenigen Jahrzehnten davor weitaus vielfältiger, bunter und heterogener geworden ist. Die Bedeutung der Sozialmilieus – Arbeitermilieu, bürgerliches Milieu, kirchliches Milieu – schwindet, während die ‚soziale Vererbung‘ durch die Herkunftsfamilie, also die Weitergabe der sozialen Chancen und Risiken, ein nach wie vor erstaunliches Gewicht behalten hat. Gleichwohl werden die Formen der Lebensführung optionaler, pluraler und individueller. Der Einfluss, die vermeintliche Allgegenwart einer medial gestalteten Welt durchzieht den heutigen Alltag im Kindes- und Jugendalter ebenso selbstverständlich wie eine kommerzialisierte, konsumorientierte Welt, die Heranwachsende längst als eigene Konsumentengruppen entdeckt hat und gezielt bedient. Die Erfahrungen kultureller Heterogenität erleben Kinder und Jugendliche hierzulande sowohl durch ein multikulturell geprägtes Stadtleben als auch durch die Wucht einer globalisierten Welt der standardisierten Markenlabels, der im Gleichklang wechselnden Moden, der universalisierten Musikstile und des Massenkonsums.

Heranwachsende werden mit den Vorzügen und Zumutungen, den Optionen und Risiken einer wachsenden Teil-Selbstständigkeit sehr viel früher konfrontiert als ihre Altersgenossen noch ein, zwei Jugendgenerationen zuvor. Ihnen eröffnen sich im Kleinen wie im Großen vielfach Gestaltungschancen, die ihnen möglicherweise zwar ungeahnte Zugänge und Freiheiten ermöglichen, ihnen aber auch schon früh abverlangen, sich selbst aktiv einzubringen, zu positionieren, sich zuzuordnen.“

¹ Vortrag beim Kongress „Der organisierte Sport zwischen Dienstleister und Mitgestalter im Ganztage“ des Deutschen Olympischen Sportbunds und der Deutschen Sportjugend am 22./23.10.2015 in Düsseldorf.

Soweit der 14. Kinder- und Jugendbericht. Mit diesen Ausführungen weist der Bericht auf einige augenfällige Aspekte des sozialen Wandels im Kindes- und Jugendalter hin, mit denen sich die Rahmenbedingungen für das veränderte Aufwachsen umschreiben lassen. Dies alles hat auch Auswirkungen auf den Sport, manches schon länger, manches erst in jüngerer Zeit und manches erst in der Zukunft.

Deshalb hat der vor wenigen Wochen erschienene 3. Kinder- und Jugendsportbericht auch das entsprechende Thema in den Mittelpunkt gerückt: „*Kinder- und Jugendsport im Umbruch*“ lautet der programmatische Untertitel des 640 Seiten starken Werkes. Ich will heute, zu Beginn dieser beiden Kongresstage, daher einige allgemeine Überlegungen anstellen, mit denen sich vielleicht einige Schnittstellen zwischen den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen und der sich dabei andeutenden veränderten Stellung des Sports – vor allem im Ganztage – umschreiben lassen.

Ich werde meine Ausführungen dazu in fünf Abschnitte untergliedern. Zunächst werfe ich einen kurzen Blick in die Vergangenheit, skizziere dabei gewissermaßen die Welt der „alten“ Bundesrepublik mit ihrer klaren Arbeitsteilung zwischen Familie, Schule und Verein. Diese Skizze dient als Hintergrundfolie zum Verständnis dessen, was sich in den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten fundamental verändert hat. Diese Veränderungen, die man u.a. als Institutionalisierung des Kindes- und Jugendalters umschreiben kann und die der neue Kinder- und Jugendsportbericht als „Umbruch“ charakterisiert hat, werden im Mittelpunkt meines zweiten Teils stehen. In einem kurzen dritten Teil will ich nach den unmittelbaren Auswirkungen fragen, die dieser Prozess der Institutionalisierung auf den Sport als Bestandteil des Aufwachsens mit sich bringt. Dabei steht vor allem die Frage im Raum, ob diese Institutionalisierung ursächlich dafür verantwortlich ist, was bisweilen als eine neue Bewegungsarmut bezeichnet wird. Im vierten Teil geht es dann dezidiert um die sich abzeichnenden neuen Gestaltungsanforderungen an den organisierten Sport im Lichte des Ganztags. Abschließend werde ich in einem fünften Abschnitt eine kurze Bilanz mit einigen Herausforderungen für den organisierten Sport ziehen.

Noch ein Hinweis: Ich muss Sie vorwarnen. Ich werde meine Ausführungen, schon aus Gründen des Selbstschutzes, insgesamt etwas allgemeiner halten müssen, werde diese also nicht so stark sportbezogen ausbuchstabieren, wie Sie das vermutlich wünschen. Das hat zwei einfache Gründe: Zum einen bin ich kein Sportwissen-

schaftler, sondern schaue mit einem sozialwissenschaftlichen Allgemeinblick als teilnehmender Beobachter auf diese Thematik; zum anderen werde ich nur strukturell auf das Themenfeld „Sport im Ganzttag“ eingehen, da der Kollege Neuber morgen noch sehr viel genauer und wesentlich profunder die Ganzttagsschulthematik aus der Binnensicht des Sports in den Mittelpunkt rücken wird.

1. Aufwachsen in der alten Bundesrepublik

„Früher war noch alles klar.“ So könnte man vielleicht die orts- und zuständigkeitsbezogenen Koordinaten des Aufwachsens vor einigen Jahrzehnten hierzulande in einem Satz zusammenfassen. Wer in Westdeutschland in den 1960er-, 1970er- oder 1980er-Jahren aufwuchs, erlebte in den meisten Fällen eine Kindheit, die von klaren Trennungen gekennzeichnet war.

Der Vormittag gehörte – zumindest unter der Woche – der Schule; das Mittagessen gab es für die meisten Kinder zuhause. Nach dem Mittagessen war Zeit für die Hausaufgaben, und mit dem Zuklappen des letzten Schulbuchs als weiterer Grenzziehung begann die Freizeit am Nachmittag (wenn nicht noch irgendetwas geübt werden musste, Klavier oder ein anderes Instrument beispielsweise, oder noch irgendwelche Familienpflichten anstanden). Das, was in der Kindheitsforschung bis heute „Straßenkindheit“ genannt wird, war damals noch ausgesprochen normal: Kinder und Jugendliche verbrachten wesentliche Teile ihrer disponiblen Zeit am Nachmittag in öffentlichen Räumen und in relativer Freiheit (je nachdem, was ihr Umfeld ihnen bot). Sie erschlossen sich ihr Gemeinwesen – je nach Alter – in allmählich größer werdenden Kreisen um ihren Wohnort herum, eigneten sich ihr Dorf oder ihren Stadtteil in wachsender Eigenverantwortung an. Nachbarkinder und Schulfreunde wurden so zu den wichtigsten Bezugspersonen im sozialen Nahraum jenseits von Familie und Verwandtschaft.

Hinzu kam in jenen Jahren, als dritte Instanz neben Familie und Schule, für Jugendliche das örtliche Vereinswesen, damals flächendeckend geprägt vor allem durch Sportvereine und kirchliche Gruppierungen. Die Zugehörigkeit zu einem Verein war zu dieser Zeit für viele Heranwachsende ein ebenso selbstverständlicher Bestandteil des Aufwachsens wie auch ein markanter, attraktiver Ausdruck für das Erwachsenwerden der Jugendlichen. Mehr noch: Vereine waren für viele junge Menschen Orte, an denen sie aus freien Stücken und – zunehmend – ohne elterliche Begleitung ihre

ersten sozialen Erfahrungen sammeln und sich erproben konnten, an dem sich ihnen ein Tor zu einer neuen, von Eltern unabhängigen Welt öffnete – und dies in einem organisierten Rahmen, der den Jugendlichen gewisse Freiheiten und dennoch zugleich Halt und Orientierung bot, während Eltern an diesen Vereinen schätzten, dass sie ihnen eher ein Gefühl der Verlässlichkeit vermittelten als die im Vergleich dazu Unbehagen auslösende Ungewissheit der „Straße“.

Die Grenzen zwischen diesen verschiedenen Welten des Aufwachsens, also Schule, Familie, Straße und Verein, waren klar abgesteckt und allen präsent. Die Mehrzahl der Eltern hielt sich aus der Schule so weit wie möglich heraus (ganz im Unterschied zu den heutigen sog. „Helikoptereltern“). Die Schule betraten Eltern, wenn überhaupt, vielleicht einmal im Schulhalbjahr beim Elternsprechtag, man tolerierte die Zuständigkeit der jeweils anderen Seite. Und wenn sich Eltern in das Eigenleben und die Eigengesetzlichkeiten der jeweiligen „Straßenkindheit“ einmischten, war das den Kindern schnell peinlich und Stoff für familiäre Konflikte.

Auch die Vereine der Sprösslinge waren vielfach kein bevorzugter Ort für elterliche Aktivitäten: Mütter – und seltener auch Väter – nahmen zwar wahr, was ihre Kinder dort taten, aber sie suchten im allgemeinen eher wenig Kontakt zu diesen Institutionen, um beispielsweise deren Qualität zu überprüfen oder die sportlichen Fortschritte des Nachwuchses mit dem Trainer zu diskutieren. Im Gegenteil: Für die heranwachsenden Kinder war es geradezu essentiell, sich diese Welt der Vereine nach und nach selbst zu erschließen, diese Orte als ihre eigenen Orte des Erwachsenwerdens zu besetzen. Das galt ganz sicher auch für Sportvereine.

Und schließlich gab es auch eine ähnlich klare Grenze zwischen Vereinen und den staatlichen Bildungsinstitutionen: Die Schule interessierte sich nicht für den Verein, der Verein nicht für die Schule. Beide waren je eigene Welten. Berührungspunkte ergaben sich allenfalls, wenn man sich eine Turnhalle oder einen Sportplatz teilen musste (und es war seit jeher ein Ärgernis, wenn die einen einmal nicht – wie gewohnt – die Sportstätten nutzen konnten wegen der anderen). Aber dank des geregelten Zeitregimes – vormittags war die Zeit der Schule, am Nachmittag und Abend die Zeit der Vereine – gab es selten intensive Kontakte zwischen diesen beiden „Welten“.

Aufgrund dieser getrennten Welten waren darüber hinaus – auch das gilt es zu beachten – der Schulsport und der Vereinssport hierzulande feinsäuberlich getrennt,

also nichts unmittelbar Verbindendes: Der Schulsport war Pflicht, wurde benotet und von hochqualifizierten, in der Regel verbeamteten Sportlehrkräften Vollzeit ausgeübt; der Vereinssport war freiwillig, kam ohne Zensuren aus (wenngleich nicht ohne Leistungsansporn in Form von Wettkämpfen, der man sich aber entziehen konnte, wenn die Enttäuschungen über die eigenen zu schwachen Leistungen zu groß wurden) und wurde von Ehrenamtlichen, Übungsleitern und Trainern mit mehr oder minder großem Engagement in der Freizeit organisiert.

Aus Sicht der Vereine war das eigentlich eine recht komfortable Situation: Bei Kindern und Jugendlichen, die das Vereinsangebot wahrnahmen, konnte man davon ausgehen, dass sie es erst einmal wertschätzten, sonst wären sie ja nicht gekommen. Die freiwillige Teilnahme war für die Vereine jedenfalls kein prinzipieller Schrecken, sondern Teil des basalen Selbstverständnisses. Und dieses Pfand wusste die deutsche Vereinslandschaft ganz gut selbstbewusst zu nutzen, vermutlich mit der gar nicht so explizit formulierten Einschätzung, dass ihr Angebot im Kern attraktiver sei als das des Schulsports. Jedenfalls gab es dank der klaren Grenzen keine ausgeprägte Konkurrenzbeziehung zwischen Schul- und Vereinssport.

Doch diese Zeiten haben sich verändert, vielleicht nicht überall in gleicher Geschwindigkeit, nicht in gleichem Ausmaß, nicht in gleicher Intensität. „Zwischen Schule und Verein“, so der Titel meines Vortrags, hat sich etwas Drittes geschoben, das die bisher getrennten Welten nötigt, sich neu und anders aufeinander einzulassen und zu beziehen.

2. Der Umbruch – zur Institutionalisierung des Kindes- und Jugendalters

Warum ist das so? Der früher relativ weit verbreitete Dreiklang des organisierten Aufwachsens – Familie, Schule, Verein (oder ersatzweise der Vierklang von Familie, Schule, Straße und Verein) – mit seinen vergleichsweise klaren Abgrenzungen zwischen den verschiedenen Sphären hat seine Selbstverständlichkeit spürbar eingebüßt, ist jedenfalls bei weitem nicht mehr der exklusive Standardfahrplan des Aufwachsens. Wenigstens drei Einflussfaktoren haben dazu beigetragen, dass sich die Prozesse des Aufwachsens erheblich verändert und erweitert haben:

- Unschwer lässt sich – erstens – eine *allumfassende Kommerzialisierung des Alltagslebens* auch von Kindern und Jugendlichen beobachten, angefangen von den

Markenlabels und den vielfältigen Konsumangeboten bis hin zu den kommerzialisierten Sport-, Freizeit- und Kulturangeboten. Der Bedeutungszuwachs von Taschengeld und Schülerjobs im Jugendalter ist ebenso Ausdruck dieser Kommerzialisierung des Kindes- und Jugendalters wie die sich diversifizierenden kommerziellen Sport- und Freizeitangebote jenseits der Vereinslandschaft. Dahinter kommt ein unverkennbarer Trend einer latent allumfassenden Ökonomisierung des heutigen Koordinatensystems des Aufwachsens zum Ausdruck. Diese sich wie Lavamassen ausbreitenden Prozesse der Monetarisierung, der Kommerzialisierung und der Ökonomisierung als Indikatoren heutigen Aufwachsens sollte man bei der Frage des Umbruchs nicht aus dem Blick verlieren, begleiten und durchziehen sie doch auch immer mehr den organisierten Sport.

- Genauso wenig übersehbar ist – zweitens – die fundamentale *Ausweitung der virtuellen Welten*, also der Mediatisierung von Heranwachsenden zwischen Smartphones und Internet, zwischen Facebook und Whatsapp, zwischen Streaming-Diensten und Apps. Heranwachsende nutzen diese Dinge nicht einfach, sondern sie leben in diesen virtuellen Welten, haben diese ganz selbstverständlich in ihre realen Welten integriert. Die netzbasierte Kommunikation ergänzt und überlagert längst die leibhaftige Kommunikation von Mensch zu Mensch. Neben den realen Welten der Familie, der Schule und der Vereine haben junge Menschen schon früh in den eigenen vier Wänden so etwas wie einen Online-Anschluss an die Weltgesellschaft. Das, was Neil Postman relativ früh als „Verschwinden der Kindheit“ diagnostiziert hat, ist längst eingetreten: ein Wegfall der symbolischen und habituellen Grenzen zwischen Kinderwelten und Erwachsenenwelten, zwischen innen und außen, zwischen einem (zumindest erwünschten) Schonraum des Aufwachsens und einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die man Kindern nicht unbedingt zumuten will. Nicht von ungefähr kommt es daher, dass Eltern beispielsweise inzwischen bisweilen besorgt sind, wenn sich der eigene Nachwuchs still und leise in das Kinderzimmer zurückzieht, während früher bei ihnen ein mulmiges Gefühl genau im umgekehrten Fall aufkam, nämlich, wenn sich die Söhne und Töchter einfach so nach draußen verabschiedeten. Damit verlieren, dies nur am Rande, auch die Vereine ein Stück weit den lokalen Nimbus, ein mentales und habituelles „Tor zur Welt“ zu sein, was ebenfalls zu einem Attraktivitätsverlust beiträgt.

- Und schließlich werden – drittens – die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen inzwischen in sehr viel größerem Maß pädagogisch geplant, gestaltet und inszeniert. Um sich das einmal in Größenordnungen klar zu machen: Wir reden, wenn wir von pädagogisch Berufstätigen reden, also von Berufs wegen organisierten Diensten für Kinder und Jugendliche, heutzutage von Zahlen in Millionenhöhe, schätzungsweise von 3 bis 4 Millionen Erwerbstätigen in Sozial-, Erziehungs- und Bildungsberufen (das wären hierzulande immerhin bis zu 10 Prozent aller Erwerbstätigen). Aufgrund dieser *Pädagogisierung der Kindheit* begegnen Heranwachsende einer stetig wachsenden Zahl von pädagogischen Profis, die sie betreuen, beaufsichtigen, erziehen, beraten, unterrichten, trainieren und therapieren – und da sind die Ehrenamtlichen und die Semi-Professionellen noch gar nicht mal mitgezählt. Und früher: ein bisschen Vormittags-Kindergarten, ein oder zwei Jahre vor der Einschulung, danach eine auf den Vormittag begrenzte Halbtagschule – das war's (deswegen gab es abgesehen von den Lehrkräften bis in die frühen 1970er-Jahre auch kaum Personal). Mit anderen Worten: Jenseits der Halbtagschule begann das Reich der Freiheit, oder besser: begannen die Zeiten, die in der Eigenregie der Familie standen (und in die Vereine gut hinein passten). Im Vergleich dazu ist in diesem Zusammenhang heutzutage von einer *Institutionalisierung des Kindes- und Jugendalters* die Rede.

Insbesondere den dritten Aspekt, die Institutionalisierung, will ich noch etwas vertiefen, zumal er die Einrichtungen des Sports vor erhebliche Herausforderungen stellt.

Zunächst: Institutionalisierung, wie sie zum Beispiel im Kinder- und Jugendsportbereich verstanden wird, meint – abstrakt formuliert – das Phänomen, dass Kinder und Jugendliche häufiger als früher im Rahmen organisierter Settings unterschiedlichster Art aufwachsen. Platt gesagt: Die Kinder gehen früher, häufiger, intensiver und selbstverständlicher in Kitas; sie wechseln anschließend in eine Schule, die sich ihrerseits durch Ganztagsangebote ebenfalls zeitlich ausgeweitet hat; und diese Phase dauert biografisch für immer mehr junge Menschen inzwischen bis zum Alter von 20 Jahren; aber das ist noch nicht alles: Daran schließt sich dann nochmals eine berufliche oder akademische Ausbildungsphase von mehreren Jahren an. Unter dem Strich heißt das, dass das Kindes- und Jugendalter heutzutage in einem Ausmaß und einer Intensität durch pädagogische Institutionen geprägt und durch pädagogisches Personal geführt und begleitet wird, wie das in keiner Generation zuvor denkbar war.

Konkret: Inzwischen sind fast 95 Prozent der 3-, 4- und 5-jährigen Kinder, also praktisch *alle* in diesem Alter in einer Kita (1975 war das in der ehemaligen Bundesrepublik gerade mal jedes zweite Kind). Und bei den 2-Jährigen haben wir im Westen (obgleich 2006 mit nur 16 Prozent gestartet) inzwischen ebenfalls bereits einen Anteil von 55 Prozent erreicht – Tendenz steigend –, ganz zu schweigen von einem Anteil von 86 Prozent in Ostdeutschland. In der Summe heißt das für das Vorschulalter: Kinder wachsen heute mehrheitlich ab dem zweiten, spätestens dritten Lebensjahr in pädagogischen Institutionen auf. Aus einem ein- oder zweijährigen Halbtagskindergarten ist längst ein mehr als vierjähriges, tendenziell ganztägiges Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsangebot geworden, aus einer *Familienkindheit* wurde in großen Teilen eine *Kitakindheit*.

Aber damit ist es noch nicht getan. Ein Blick auf das Schulalter lehrt uns, dass diese Entwicklung der Institutionalisierung und Pädagogisierung auch in der Schule ihre Fortsetzung findet: Inzwischen tragen fast 60 Prozent der Schulen deutschlandweit das Etikett „Ganztagsschule“; zudem heutzutage bereits rund ein Drittel aller Schulkinder ein entsprechendes Ganztagesangebot in Anspruch (da kommen dann noch die hinzu, die am Nachmittag in einem Hort sind); und im Schnitt nutzen mehr als 50 Prozent der Schülerinnen und Schüler an den Ganztagsschulen auch das dortige Angebot.

Beides zusammen heißt, dass zumindest das Aufwachsen im ersten, in weiten Teilen aber auch im zweiten Lebensjahrzehnt wesentlich pädagogisch geformt und inszeniert ist, sich also in pädagogischen Institutionen und mit pädagogischem Personal abspielt.

Im Kern geht es mithin im Schulalter um dasselbe Phänomen wie in der Kindertagesbetreuung: Eine große und weiter wachsende Zahl an Kindern verbringt immer mehr Zeit in pädagogisch gestalteten Institutionen, deren Rahmen durch staatliche Regelungen normiert wird. Diese Institutionen begleiten das Aufwachsen junger Menschen fast von Anfang an. Demgegenüber verliert der biografisch exklusive Zeitraum der Familienkindheit erheblich an Bedeutung, kommt der Straßenkindheit und dem sozialen Nahraum des Kindes längst eine weitaus geringere Rolle zu. Das hat selbstredend auch Auswirkungen auf den organisierten Sport.

3. Die Institutionalisierung des Kindes- und Jugendalters und seine Auswirkungen auf den Sport

Was bedeutet die Institutionalisierung denn genau? Nun: Die Tatsache, dass es von Jahr zu Jahr mehr Kitas und mehr Ganztagschulen in Deutschland gibt, die auch von mehr und mehr Kindern und Jugendlichen besucht werden, hat im Kern zunächst einmal vor allem eine *zeitliche Komponente*: Die Heranwachsenden verbringen im Kindes- und Jugendalter weit mehr Tages-, Wochen- und Lebenszeit an den Lernorten Kita und Schule als je zuvor.

Das und nichts anderes ist der entscheidende Punkt, an dem auch die Frage nach den Folgen für den Sport ansetzen muss. Wenn Kinder große Teile ihrer Tageszeit in diesen Institutionen verbringen, dann muss das Thema der Bewegung und des Sports auch innerhalb dieses Settings geklärt werden. Deshalb hat für mich die im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Kinder- und Jugendsportberichts aufgekommene populistische Schlagzeile „Ganztagschulen machen dick“ den falschen Zungenschlag. Das aus mehreren Gründen.

(1) *Erstens* gehe ich davon aus, dass sich dieser Prozess der zunehmenden Institutionalisierung des Kindes- und Jugendalters nicht mehr aufhalten lässt, etwa in dem Sinn, dass wir uns eine Rückkehr zur „alten“ Bundesrepublik wünschen und darauf hinarbeiten. Die dahinter stehenden Wirkfaktoren sind ausgesprochen mächtig: Zum einen sind es die veränderten Muster elterlicher Erwerbstätigkeit, die in Richtung einer stärkeren Institutionalisierung wirken (Stichwort „steigende Müttererwerbstätigkeit“), zum anderen sind es massive demografische Veränderungen, die auch langfristig eine hohe Beschäftigungsquote möglichst aller Menschen im erwerbsfähigen Alter notwendig machen. Und zum dritten lässt sich zudem eine kindbezogene Neuausrichtung, gewissermaßen ein neues Normalitätsmuster beobachten, die diesem Prozess der Institutionalisierung eine eigene, neue Bedeutung geben:

- Gerade *weil* Bildung heute einen sehr viel höheren Stellenwert hat als früher, ist die Kita längst zu dem ersten Bildungsort mit einem eigenen Bildungsauftrag und mit eigenen Bildungsplänen geworden;
- gerade *weil* Bildung so wichtig ist, suchen wir nach Wegen, wie mithilfe der Ganztagschule die anderen Seiten der Bildung, die bedrohte Alltagsbildung, besser in

ein Ganztagskonzept integriert werden können, beispielsweise durch eine bessere Synthese aus Unterricht und außerunterrichtlichen Angeboten;

- gerade *weil* Bildung so wichtig ist, kommt der Frage nach der gezielten Aufweicung der ungleichen Startchancen und der herkunftsbezogenen Ungleichheiten durch ein verbesserte Förderung in und durch pädagogische Institutionen eine so eminente Bedeutung zu.

Alle drei Punkte sind für mich Hinweise darauf, dass es keine wirkliche Alternative zu dieser Institutionalisierung gibt, dass sehr wohl aber die Frage nach ihrer angemessenen Gestaltung gestellt werden muss.

(2) An dieser Stelle kommt der *zweite Punkt* ins Spiel, nämlich die bisweilen verdeckt mitschwingende Sorge, die zunehmende Zeit in Institutionen führe zu einer allgemeinen Bewegungsarmut der Kinder und Jugendlichen. Diese prinzipielle Sorge klingt immer mal wieder an; empirisch finde ich sie bisher aber unzureichend erhärtet. Und selbst, wenn es so wäre, wenn wir also im Kontrollgruppenvergleich empirisch nachweisen könnten, dass Kinder, die in Kitas gehen, sich signifikant weniger bewegen und weniger Sport treiben als Kinder, die sich überwiegend im Umfeld der Familie aufhalten (wofür m.E. aber ein begründeter Anfangsverdacht fehlt), dann müsste die Antwort darauf für den Sport eine ganz andere sein: *die aktive Mitgestaltung von Bewegung, Sport und Spiel in den ganztägigen Institutionen.*

Ähnlich würde ich auch die Skepsis gegenüber einer vermeintlich bewegungsarmen Ganztagschule in Frage stellen wollen: Immerhin belegen viele Studien überzeugend – u.a. auch die repräsentative Schulleitungsbefragung im Rahmen der StEG-Studie –, dass der Sport mit Abstand das am meisten gewählte Ganztagsangebot der Schulkinder ist und dass die Institutionen des organisierten Sports die häufigsten Kooperationspartner der Ganztagschulen überhaupt sind, vor den musisch-kulturellen Angeboten oder den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. Auch dies ist m.E. ein Hinweis dafür, dass wir vorsichtig sein müssen, den drohenden Verlust einer wenig vorstrukturierten Familien-, Straßen- und Vereinskinderheit zugunsten einer Institutionenkindheit automatisch mit Bewegungsarmut gleichzusetzen – wenn man sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, allzu einseitig die schönen und gelungenen Seiten der früheren Zeiten unzulässig zu verallgemeinern oder überzubewerten.

Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage auf, was diese neue institutionelle Gestaltungsfrage im Kindes- und Jugendalter für den organisierten Sport und seine Akteure im Kontext der Institutionalisierung des Ganztags bedeutet.

4. Die neuen Gestaltungsanforderungen des Ganztags – der Sport und seine öffentliche Verantwortung

Es gibt drei Parameter, die diese Gestaltungsaufgabe des Ganztags für den Sport vorab strukturieren:

- Da ist erstens der Umstand, dass diese Institutionalisierung eine weitaus größere *Standardisierung* des Aufwachsens zur Folge hat als der unbestimmte Freiraum der Familie und der „Straße“. Kita und Schule tragen sehr viel mehr zu einem durchschnittlichen Normalitätsentwurf von Kindern und Jugendlichen bei. Mit anderen Worten: Das Aufwachsen wird – neben der Prägekraft der Herkunftsfamilie – verstärkt durch die Normierungen, Spielregeln und Kommunikationsmuster der pädagogischen Institutionen geprägt.
- Da ist zweitens der Umstand, dass in einer von nahezu allen Kindern besuchten Kita und einer verpflichtenden Schule im Prinzip *alle Kinder* anzutreffen sind, ein Faktor, der es prinzipiell möglich macht, alle Kinder zu erreichen und nicht nur die, die von sich aus in einen Verein kommen. Darin liegt ein Vorteil und Nachteil zugleich: der Vorteil, auch jene Kinder zu erreichen, die – aus welchen Gründen auch immer – den Weg in den Sportverein nicht finden; und zugleich der Nachteil, dort nicht nur Kinder und Jugendliche anzutreffen, die bereits positiv voreingestellt und vielleicht ohnehin sportbegeistert sind.
- Und da ist drittens der Umstand, dass trotz der Standardisierung und trotz der potenziellen Erreichbarkeit aller Heranwachsenden es sich gerade nicht – was sonst nahe liegen würde – um Schulsport handelt, also nicht um ein Schulfach, nicht um eine Pflichtfach, das mit Notengebung und einem Fachcurriculum einhergeht (und damit formale Bildung ist), sondern dass es dabei um eine neue *Form der außerunterrichtlichen Angebotsorientierung* geht, die eher dem Typus non-formaler oder auch informeller Bildung zuzurechnen ist.

Diese Parameter deuten an, dass der außerunterrichtliche Sport im Ganztags – ähnliches gilt auch für den Bereich der Kitas – weder der Logik des Schulsports noch der des Vereinssports folgt und folgen kann, auch wenn wir gewohnt sind, sportliche Be-

tätigkeiten von Kindern und Jugendlichen entlang vorhandener Angebotsstrukturen in diesen Kategorien zu sortieren. Drei wesentliche Formen der Angebote bieten sich bislang an (wobei ich das Phänomen der zunehmenden kommerziellen Sportangebote ausklammere):

- Erstens die *Schulen* mit ihrem Pflicht-Sportangebot, das alle Schüler erreicht (aber nicht von allen wertgeschätzt wird).
- Zweitens die *Vereine* mit ihren freiwilligen Angeboten, die deshalb keineswegs alle jungen Menschen erreichen (aber von den meisten Teilnehmenden – solange sie dabei bleiben – wertgeschätzt werden).
- Und drittens die sportlichen Betätigungen, die Kinder und Jugendliche selbst organisieren und gestalten, ohne die Unterstützung durch Institutionen gleich welcher Art, also – wie es im Kinder- und Jugendsportbericht heißt – der *informelle Sport* (bei denen wir am deutlichsten davon ausgehen können, dass die Ausübenden die sportlichen Betätigungen aus eigenem Antrieb durchführen).

Seit gut zehn Jahren kommt nunmehr vermehrt das außerunterrichtliche Angebot der Ganztagschulen hinzu; sie bereitet den Akteuren vielleicht auch deshalb bisweilen Kopfzerbrechen, weil sie sich nicht so einfach in die Sortierungen der alten institutionellen Welt einfügen lässt: Wenn sich der organisierte Sport am Ganztage beteiligt, ist sein Angebot eben nicht mehr „Vereinssport pur“ (da dieses prinzipiell deutlich verbindlicher ist in der Teilnahme als der Verein), doch es ist eben auch kein unterrichtsnaher Schulsport (da es eben kein benoteter Pflichtunterricht für alle Schulkinder ist). Es dürfte also unmittelbar einsichtig werden, dass die Grenzen verschwimmen und dass dabei etwas Drittes, etwas Neues, etwas Anderes „zwischen Schule und Verein“ entsteht.

Folgt man dem Kollegen Roland Naul, wie das etwa Nils Neuber vorschlägt, so handelt es sich um einen neuen Angebotstyp im Schnittpunkt von Sport- und Sozialpädagogik, der zwischen Sportunterricht und Vereinstraining angesiedelt ist. Diese Einschätzung teile ich. Zudem bin ich überzeugt, dass sich mit dieser Form der sportlichen Betätigung ein neues Muster, ein neuer Typus entwickelt, der nicht von ungefähr immer noch seinen spezifischen Ausdruck, sein eigenes, besonderes Profil sucht, wie das auch im Kongresstitel ansatzweise zum Ausdruck kommt, wenn es dort heißt „zwischen Dienstleister und Mitgestalter im Ganztage“. Ich nenne diesen Typus hilfsweise den „Sport im Ganztage“.

Lassen Sie mich einige strukturelle Bausteine dieses neuen Typs des organisierten Sports zur Diskussion stellen, die sich aus meiner Sicht derzeit abzeichnen. Ich sehe für den Ganztag gegenwärtig wenigstens sechs Punkte (aus Zeitgründen verzichte ich auf einen analogen Blick auf die Kitas, die unter Umständen für den Sport ebenfalls ganz neue Anforderungen nach sich ziehen):

1. Die Formel „*zwischen Dienstleister und Mitgestalter*“, wie sie im Kongresstitel zum Ausdruck kommt, bringt eine erste Unsicherheit zum Ausdruck. Der „Sport im Ganztag“ hat möglicherweise bereits jetzt durch das Wachstum der Ganztagschulen mehr junge Menschen erreicht, als es die Sportvereine derzeit tun. Darin liegt im Lichte des weiter wachsenden Bedarfs an „Sport im Ganztag“ eine Herausforderung, die der organisierte Sport längst nicht mehr so eben mal nebenher als externer Dienstleister mit erledigen kann. Aber es stellt sich auch die Frage, ob der Sport sich auf Dauer mit dieser Rolle zufrieden geben kann, oder ob er nicht ein eigenes Interesse an der Mitgestaltung des Ganztags entwickeln muss. Demzufolge müsste die programmatische Formel dann vielmehr lauten: „vom Dienstleister zum Mitgestalter des Ganztags“.
2. „*Zwischen Sport- und Sozialpädagogik*“, wie das Naul und Neuber formulieren, deutet einen zweiten Bestandteil dieser neuen Form des in der Schule, aber außerhalb von Unterricht platzierten Sports an. Es geht hierbei weniger um eine unterrichtliche Fachvermittlung des Sports, es geht aber auch nicht primär um einen wettbewerblich ausgerichteten Vereinssport. Im Vordergrund steht stattdessen ein freiwilliges, neigungsorientiertes Angebot, das Schulkindern eine Chance eröffnen soll, in einem schulischen Rahmen andere Formen der Beteiligung, der Selbsterprobung und des Mitmachens zu erleben und jenseits von Unterricht und Notengebung alternative Formen der Anerkennung, der Wertschätzung und des Gemeinschaftserlebens zu erfahren. In dieser Hinsicht kann der „Sport im Ganztag“ zu einem attraktiven und belebenden Element der Ganztagschulidee werden.
3. „*Sport als Medium*“ ist ein drittes Stichwort, das in diesem Zusammenhang von wachsender Bedeutung werden könnte. Wenn man sich das breite Spektrum der teilnehmenden Schulkinder vergegenwärtigt, wenn man im Auge behält, dass beim „Sport im Ganztag“ auch diejenigen dabei sind, denen sportlicher Wettkampf nicht das Allerwichtigste ist (oder deren Versagensangst sogar davon abhält, Sport zu treiben), wird schnell klar, dass sich dieses Angebot nicht vorrangig

über den Wettbewerbsgedanken entwickeln kann. Denn das ginge an den Wünschen und Möglichkeiten vieler Teilnehmenden unter Umständen vorbei (wobei es natürlich auch die weiterhin sportiv Erfolgreichen gibt, die großen Spaß am Wettkampf haben). Es käme also wahrscheinlich darauf an, den Sport „pädagogischer“ zu machen, ihn zu einem Mittel zum Zweck in dem Sinn zu machen, dass die Schulkinder im Mittelpunkt stehen und nicht die jeweilige Sportart und dass das sportaktive Tun unter dem Gesichtspunkt von Bewegung, Anstrengung und Freude bereits ein Erfolg sein kann. Leitmotivisch hieße die dafür relevante Formel „soziale Integration durch Sport“.

4. Vielleicht lässt sich dieser „Sport im Ganzttag“ darüber hinaus am besten inhaltlich ausbuchstabieren, wenn man ihn zugleich als **alternatives Bildungsprojekt** versteht. Demnach ist es wichtig, Bildung nicht zu eng zu fassen und diese gewissermaßen wieder vorschnell auf Wissensvermittlung und Unterricht zu reduzieren. Wenn man einen Bildungsbegriff zugrunde legt, der auch personale und soziale Aspekte der Bildung umfasst, dann wird schnell erkennbar, dass vieles, was in diesem „Sport im Ganzttag“ möglich ist, auch ein massives Bildungspotenzial entfalten kann: Kinder und Jugendliche lernen beispielsweise, mit ihrem Körper und ihrer Körperlichkeit, mit Sieg und Niederlage, mit Erfolg und Enttäuschung, mit Lust und Erschöpfung besser umzugehen; zudem ermöglichen Gemeinschaftserfahrungen ebenso wie Wettkampf in Spiel und Sport Formen des sozialen Lernens und der Persönlichkeitsentwicklung – lauter potenzielle Bildungsaspekte, die ich nicht weiter ausbuchstabieren muss, weil Sie alle wissen, wie viel davon in sportlichen Aktivitäten präsent ist. Allerdings wäre vermutlich eine Konsequenz dieses neuen Typs „Sport im Ganzttag“, dass sich auch das Selbstverständnis des organisierten Sports in dieser Hinsicht ändern müsste: Er müsste sich stärker und dezidierter als „Bildungsanbieter“ begreifen. Und im Zentrum des Agierens steht dann nicht mehr allein die Organisation sportlicher Aktivitäten, sondern die Organisation von Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsprozessen von Kindern und Jugendlichen.
5. Der „Sport im Ganzttag“ müsste infolgedessen auch klären, ob er sich als angebotsspezifisches Spartenprogramm oder als *Partner in der öffentlichen Verantwortungsgemeinschaft* für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen versteht. Das wäre eine Annäherung an das, was die sportbezogene Kinder- und Jugendarbeit als Teil der Kinder- und Jugendhilfe schon immer ausmacht: der

Sport als Teil jenes zivilgesellschaftlichen Engagements, das die staatliche Schule mit außerschulischen Ganztagsangeboten von der allzu starken Einseitigkeit formaler Bildung befreit und sie – ergänzend zur Familie – zu einem öffentlichen Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsort macht, der für die Kinder und Jugendlichen mehr ist als nur Schule und Unterricht, mehr ist als Leistungsmessung und Erfolg. Infolgedessen wäre der organisierte Sport dadurch verstärkt mit der Erwartung konfrontiert, den Prozess des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen in öffentlicher Verantwortung mitzugestalten. Umso notwendiger würde es, neue Formen bildungsbezogener Zusammenarbeit zu entwickeln, die möglichst viele Akteure und Settings der Bildung vor Ort einbeziehen. Insofern käme auch den Vereinen als Teile „kommunaler Bildungslandschaften“ im Sinne stärkerer Vernetzungen der Bildungsakteure vor Ort eine wichtige Bedeutung zu. Auch wenn solche neuen Kooperationen keineswegs einfach zu organisieren sind: Lokale Bildungslandschaften erhöhen die Chancen, Kindern und Jugendlichen jene Vielfalt an Bildungsangeboten zu vermitteln, die für ein gelingendes Aufwachsen in der heutigen Zeit notwendig sind. Genau das ist eine Facette der „Kindheit und Jugend in öffentlicher Verantwortung“, wie sie etwa der 14. Kinder- und Jugendbericht ausbuchstabiert hat oder wie sie an vielen Stellen im aktuellen Kinder- und Jugendsportbericht für den Sport durchdekliniert wurde.

6. Schließlich: Eine derartige Ausprägung des „Sports im Ganztage“ verlangt auf Dauer eine andere Antwort und eine *andere Ausstattung* als die überwiegend ehrenamtlich organisierte Vereinsarbeit. Hier wird auch die Bildungspolitik umdenken müssen: Mit Kleingeld und einem bisschen wohlwollenden Engagement von kaum eingebundenen Betreuungskräften ist das Projekt Ganztage Schule mittelfristig nicht zu machen – zumindest dann nicht, wenn es mehr sein will als eine kostengünstige und wenig intelligente Form der Aufsicht und Betreuung von Kindern am Nachmittag (was im Lichte des Älterwerdens von Heranwachsenden im Modus der „Betreuung“ in den weiterführenden Schulen ohnehin nicht mehr funktioniert).

So weit zu den einzelnen Punkten. Sie sehen, auch ich bin auf der Spurensuche nach den Eigenheiten und Besonderheiten des „Sport im Ganztage“. Die Sachlage und die sich daraus ergebenden Konsequenzen sind nicht einfach, müssen aber ge-

klärt werden, wenn der organisierte Sport am Ende nicht nur als pflegeleichter und kostengünstiger externer Dienstleister dastehen will.

5. Der organisierte Sport auf dem Weg in die Zukunft – Eine Bilanz

Wenn man diese Ausführungen bilanziert, so drängen sich mindestens zwei potenzielle Nebenwirkungen unterschiedlicher Art auf, die sich im Feld des organisierten Sports durch diese Entwicklung möglicherweise abzeichnen.

(1) Ein erstes Risiko ist eine mögliche *Delegitimierung des Vereinssports*. Falls sich Sportvereine bei der Gestaltung der „Institutionalisierung der Kindheit“ zurückhalten und zum Beispiel Kooperationen mit Schulen und Kitas scheuen, kann das erstens zur Folge haben, dass ihre eigenen Angebote weniger stark von jungen Menschen nachgefragt werden, weil denen entweder die Zeit oder die Lust (oder beides) fehlt, am Ende eines schulischen Ganztags nochmal einen Sportverein aufzusuchen. Allerdings gilt auch umgekehrt: dass eine dauerhafte Etablierung eines ausgeprägten Sports im Ganztage auch zu einem zurückgehenden Interesse am Vereinssport führen kann (zumindest im Schulalter). Dass beide mögliche Entwicklungen prinzipielle Fragen nach der Zukunft des Vereinssports im Kindes- und Jugendalter nach sich ziehen können, ist, glaube ich, unschwer zu sehen. Ich halte dieses Risiko derzeit allerdings nicht für besonders hoch (und es gibt meines Wissens auch keine empirisch belastbaren Hinweise dafür).

(2) Ein zweites Risiko sehe ich in einer *Delegitimierung des Schulsports*. Auch hier stellt sich die Frage, ob dieser in seiner heutigen Form langfristig Bestand hat, wenn sich der Sport im Ganztage ebenfalls als langfristiges, erfolgreiches und breit akzeptiertes außerunterrichtliches Angebot etabliert. Immer wieder werden in den Ländern Schulsportstunden zur Disposition gestellt – und es würde mich nicht wundern, wenn das künftig gelegentlich auch mit dem Hinweis auf einen gut ausgebauten Sport im Ganztage geschähe. Etwa nach dem Motto „Wir haben doch die Sportangebote am Nachmittag, was braucht es da vormittags noch drei Stunden Sport pro Woche?“ Diese Frage könnte aus meiner Sicht eine ungleich höhere Brisanz erlangen, wenn es eines Tages flächendeckend Ganztage Schulen gibt und sich noch deutlicher die Frage nach dem ungeklärten innerschulischen Nebeneinander von Schulsport im

Unterricht und Sport im Ganztage, von Lehrkräften und Übungsleitern mit ihren völlig unterschiedlichen Rahmenbedingungen innerhalb der Ganztageeschulen stellt.

Ich komme zum Schluss. Unter dem Strich ist mir klar, dass ein neues Label wie „Sport im Ganztage“ längst nicht alle konzeptionellen und organisatorischen Probleme löst, die sich im Alltag der Kooperationen von Schule und Verein im Kontext des Ganztages zeigen. Doch ich denke auch, dass Veränderungen leichter fallen, wenn sie auf ein positiv besetztes Ziel hin ausgerichtet sind: Ein kategorial neu gefasstes Phänomen namens „Sport im Ganztage“ inhaltlich anspruchsvoll auszufüllen ist aus meiner Sicht eine ebenso spannende wie notwendige Herausforderung. Einen gangbaren Weg zurück von den skizzierten eingeschlagenen Pfaden der Pädagogisierung und der Institutionalisierung sehe ich nicht. Es kommt also auch für den Sport darauf an, diese Entwicklungen mitzugestalten.